

AKTIVES MUSEUM

Faschismus und Widerstand in Berlin e.V.



DAS ERSTE OPFER DES FASCHISMUS AUS DEM REICHSBANNER
SCHWARZ-ROT-GOLD IN BERLIN

Der Mord an Erich Schulz und die Erinnerung nach 1945

MITGLIEDERRUNDBRIEF 93 • AUGUST 2025

IMPRESSUM

Aktives Museum

Faschismus und Widerstand in Berlin e.V.

Stauffenbergstraße 13-14
10785 Berlin
+49(0)30-263 9890 39
info@aktives-museum.de
www.aktives-museum.de

Vorstand

Dr. Christoph Kreutzmüller Vorsitzender
Dr. Karoline Georg stellvertr. Vorsitzende
Marion Goers stellvertr. Vorsitzende
Robert Bauer
Astrid Homann
Dr. Akim Jah
Dr. Gerd Kühling
Angelika Meyer
Lotte Thaa
Franziska Thole

Geschäftsführer

Kaspar Nürnberg

Redaktion

Kaspar Nürnberg

Konzept und Gestaltung

Lehmann & Werder Museumsmedien
in Kooperation mit Elke Lauströer, Grafik Design

Druck

Katalogdruck Berlin
www.katalogdruck-berlin.de

Neue Mitglieder sind willkommen!

Jahresbeitrag 55,00 Euro, ermäßigt 27,50 Euro

Spendenkonto:

Berliner Sparkasse
IBAN: DE87 1005 0000 0610 0122 82
BIC: BELADEBEXXX

Bildrechtenachweis

- Titel Gedenkstätte Deutscher Widerstand, Berlin, Schaudapot
Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold, RB 1783 (Ausschnitt)
- S. 2 Aktives Museum Faschismus und Widerstand in Berlin e.V.,
Foto: Nancy Jesse
- S. 3 Stella Flatten, Berlin
- S. 4 Stella Flatten, Berlin
- S. 5 Jürgen Henschel / FHXB Museum
- S. 7 Bundesarchiv, Bild 102-01362, Foto: Georg Pahl
- S. 8 Illustrierte Reichsbanner-Zeitung vom 9. Mai 1925
- S. 10 Moses Mendelssohn Zentrum, Potsdam, Bibliothek,
Emil Julius Gumbel Forschungsstelle
- S. 11 Gedenkstätte Deutscher Widerstand, Berlin, Schaudapot
Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold, RB 1783
- S. 13 Gedenkstätte Deutscher Widerstand, Berlin
- S. 14 Gedenkstätte Deutscher Widerstand, Berlin,
Foto: Christin Sandow
- S. 17 Landesamt für Bürger- und Ordnungsangelegenheiten
Berlin (LABO), Entschädigungsakte Magdalena Heilmann,
Reg.-Nr. 13.977
- S. 18 berlinARTcore für Stiftung Berliner Leben
- S. 19 Aktives Museum Faschismus und Widerstand in Berlin e.V.
- S. 23 National Library of Israel, Jerusalem, Archives Department,
Anna Maria Jokl Archive, ARC. 4° 1542

INHALT

2 Editorial

Christoph Kreutzmüller

3 Graben – eine Annäherung. Ein Essay

Stella Flatten

**6 Das erste Opfer des Faschismus aus dem Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold in Berlin.
Der Mord an Erich Schulz und die Erinnerung nach 1945**

Gerd Kühling / Marion Goers

15 „Solcher Mut, solches Leid...“

**Laudatio auf Magdalena Heilmann anlässlich der Enthüllung einer Berliner Gedenktafel
am Haus Geisenheimer Straße 43 in Wilmersdorf am 21. Mai 2025**

Karoline Georg

21 „Eine Hieroglyphe unsrer Epoche“

**Laudatio auf Anna Maria Jokl anlässlich der Enthüllung einer Berliner Gedenktafel
am Haus Sächsische Straße 23 in Wilmersdorf am 17. Juni 2025**

Jennifer Tharr

Liebe Mitglieder, Freundinnen und Freunde des Aktiven Museums,

Jüngst saß ich im vollen Miriam Makeba Auditorium des Hauses der Kulturen der Welt. Im Rahmen der Gesprächsreihe „Heimatisierung. Über Zugehörigkeit und Pluralität“ stand unter dem Titel „War da was? Kolonialismus und die Erinnerungskultur“ eine Bestandsaufnahme auf dem Programm. Von Max Czollek und Ibou Diop souverän moderiert, verwiesen die großartigen Panelist*innen nicht nur auf viele Unzulänglichkeiten und Fehlstellen, sondern immer wieder auch auf das in zähen Auseinandersetzungen Erreichte. Vor dem Hintergrund der Geschichte unseres Vereins (und unserer Anliegen) kam mir vieles unendlich bekannt vor. Gleichzeitig führte mir die Veranstaltung vor Augen, dass es trotz oder gerade wegen der sich immer vorlauter gerierenden Gegenbewegung mittlerweile ein sehr waches und interessiertes Publikum für die hier aufgerufenen Themenbereiche gibt, welches wir besser einbinden könnten – und an dem wir uns hinsichtlich der Diversität auch ein Beispiel nehmen sollten.

In unserem Salon am 8. Oktober, der den Arbeitstitel „Solidarisches Erinnern“ trägt, hoffen wir einen nächsten Schritt in diese Richtung gehen zu können. Am Montag drauf, also am 13. Oktober, soll dann unsere diesjährige Mitgliederversammlung stattfinden – das schon mal zum Vormerken.

Unser Vereinsmitglied Stella Flatten, die auch das Podium Mitte Mai bei der Vorstellung unserer neuen Online-Ausstellung anlässlich des vierzigsten Jubiläums der symbolischen Grabungsaktion auf dem „Gestapo-Gelände“ im Dokumentationszentrum Topographie des Terrors bereichert hat, macht sich aus ihrer künstlerischen Perspektive Gedanken über die Kulturtechnik des Grabens.

Gerd Kühling und Marion Goers haben einen spannenden Teilaspekt aus der Geschichte des „Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold“ aufbereitet, der uns am Beispiel von Erich Schulz in ein vielschichtiges (erinnerungs-)politisches Auf und Ab der letzten hundert Jahre führt.

Zwei bewegende Laudationes anlässlich von weiteren Gedenktafelenthüllungen in diesem Frühjahr vervollständigen diese Rundbriefausgabe: Karoline Georg hat sich intensiv mit Magdalena Heilmann beschäftigt, und Jennifer Tharr stellt uns Anna Maria Jokl vor.



Hinweisen möchte ich noch auf ein weiteres tolles Ergebnis bürgerschaftlichen Engagements, das sich online am besten auf der Webseite <https://klarwein.org> nachvollziehen lässt: Dort findet sich alles über die von unserem Mitglied Jacqueline Hénard ans Aktive Museum herangetragene, jahrelang von ihr recherchierte und kuratierte Ausstellung zum Architekten Ossip Klarwein, die noch bis Mitte Oktober in der von ihm entworfenen Kirche am Hohenzollernplatz zu sehen sein wird, aber auch über die Gedenktafel, die wir für ihn an seiner Berliner Adresse angebracht haben, über den Stolperstein für seine ermordete Schwester in der Motzstraße, über den eigenen Projekt-Youtube-Kanal mit Filmbeiträgen von israelischen Architekturstudierenden und, und, und...

Und dann dies noch: Seit Kurzem ist unsere eigene „Stolpersteine in Berlin“-App für die Betriebssysteme Android und iOS verfügbar und kann im App Store sowie im Google Play Store kostenfrei heruntergeladen werden.

Ganz herzlich grüßt einstweilen

Christoph Kreutzmüller
Vorsitzender

GRABEN – EINE ANNÄHERUNG

Ein Essay

„Wer sich der eigenen
verschütteten Vergangenheit
zu nähern trachtet,
muss sich verhalten
wie ein Mensch,
der gräbt.“
Walter Benjamin,
Notiz, 1932

Graben ist eine archaische Geste. Eine Bewegung nach unten. Ein Eindringen in die Tiefe, in etwas, das nicht mehr sichtbar, vielleicht nicht einmal mehr erinnert wird. Es beginnt oft mit einer Ahnung: Dass da etwas ist. Dass es sich lohnt, zu suchen.

Ich habe in den letzten Jahren viele Arten von Grabungen erlebt: archäologische, symbolische, emotionale. Im Boden, in Archiven, in Gesprächen. Immer wieder geht es darum, Schichten freizulegen – im wörtlichen Sinn wie auch im übertragenen. Und immer wieder zeigt sich: Was wir zu finden glauben, ist selten das, was wir gesucht haben. Dafür öffnet es Räume – für Fragen, für Geschichten, für ein anderes Verhältnis zur Zeit.

Die Stadt unter der Stadt

Berlin ist eine Stadt, die sich ununterbrochen über sich selbst legt. Neue Bebauung auf alten Fundamenten, neue Narrative über alte Spuren. Wer hier gräbt, stößt nicht nur auf Erde, sondern auf Geschichte. Auf Gewalt, auf Verdrängung, auf Konstruktion.

Die Autorin Kirsty Bell beschreibt in „Gezeiten der Stadt“ Berlin als ein System aus überlagernden Ebenen – atmosphärisch, historisch, affektiv. Die Erinnerung, so Bell, verläuft nicht linear, sondern schichtweise. Der Boden speichert. Die Wand schweigt. Und doch redet sie manchmal – durch Risse, Farbspuren und Ornamente.

Im Herbst 2024 stehe ich in einer frisch gekauften Kreuzberger Altbauwohnung. Die neue Besitzerin hat mich gebeten, mir seltsame Wandzeichnungen anzusehen, die beim Renovieren freigelegt wurden. Zwischen abblätterndem Putz und Gerüststangen diskutieren wir, ob es sich um nationalsozialistische Ornamente in Form von Hakenkreuzen handeln könnte. Es ist ein Moment der Unsicherheit, der Konfrontation – nicht nur mit Geschichte, sondern auch mit der Frage: Was mache ich damit, wenn ich plötzlich Mitbewohnerin eines Ortes werde, der etwas erinnert, das ich vielleicht lieber vergessen hätte?

Schichten sehen

Es gibt Orte, an denen sich Geschichte fast aufdrängt. In Gent wurde ein Universitätsgebäude abgerissen – und mit ihm traten frühere Bauphasen zutage: Mauerreste, Wandverläufe, Materialien, die nie



„Gleichzeitigkeit durch Wegnahme“. Abriss eines Hauses in der Usedomer Straße in Berlin Wedding, 2024



„The Dig“ als Teil von „Radical Playgrounds“. Stella Flatten zusammen mit The School of Mutants, 2024

gemeinsam sichtbar sein sollten. Der Architekt Tadeáš Říha beschreibt diesen Moment als „simultaneity by subtraction“ – Gleichzeitigkeit durch Wegnahme. Eine paradoxe, aber präzise Beschreibung dessen, was passiert, wenn man gräbt: Man entfernt, um zu zeigen. Man zerstört, um zu verstehen. Auch im eigenen Leben funktioniert das ähnlich. Wer gräbt, stellt sich dem Prozess der Sichtbarmachung. Und wer sieht, kann nicht mehr nicht sehen.

Grabe, wo du stehst

Der Satz stammt vom schwedischen Autor Sven Lindqvist, dessen Buch „Grabe, wo du stehst“ (1978) zur Grundlage einer ganzen Bewegung wurde. Es war ein Aufruf zur Selbstermächtigung: Recherchiere selbst, sprich mit Zeitzeug:innen, öffne verstaubte Schränke in alten Gewerkschaftshäusern. Geschichte beginnt dort, wo jemand Fragen stellt. Und wo jemand beginnt, in den eigenen Schichten zu wühlen.

1985 machten Aktivist:innen des Aktiven Museums und der Berliner Geschichtswerkstatt diesen Gedanken wortwörtlich. Mit Spaten und Händen begannen sie, den Boden der Niederkirchnerstraße in Berlin zu öffnen – dort, wo sich einst die NS-Zentrale befand. Ein performativer Protest gegen das Vergessen. Eine symbolische, aber körperlich spürbare Arbeit, die auf gelungene Weise auf der Website nachgegraben.berlin dokumentiert wird und in dieser Online-Ausstellung die Gegenwart anschlussfähig macht.

Das Loch als Möglichkeitsraum

Im Frühjahr 2024, fast vierzig Jahre später, fand fast am selben Ort in direkter Nähe erneut eine Grabung statt – diesmal im Rahmen des Kunstprojekts „Radical Playgrounds. From competition to Collaboration“ der Berliner Festspiele und des Gropius Baus. Es handelte sich um eine Grabung mit dem Titel „The Dig“, die ich gemeinsam mit dem Kollektiv The School of Mutants

realisierte. Ausgangspunkt war ein Ort, den kaum jemand beachtete: ein unscheinbarer Parkplatz auf dem Gelände des ehemaligen Museums für Völkerkunde. Asphalt über kolonialem Erbe. Wir wollten sehen, was passiert, wenn man den Boden öffnet – nicht nur physisch, sondern auch diskursiv. Besucher:innen konnten selbst graben, Fundstücke sammeln, katalogisieren. Was ist Fund? Was ist Müll? Was bleibt? Einige nahmen kleine Scherben mit nach Hause. Andere kamen nur, um zu schauen. Expert:innen erklärten die Beschaffenheit von Ziegeln oder analysierten Wurzelverläufe. Der Keller des alten Museums blieb verborgen – die Schichten waren zu dick, der Bauschutt zu dicht verpresst. Und dennoch entstand in diesen Tagen ein anderes Archiv: eines aus Gesprächen, Gesten, offenen Fragen.

Was bleibt?

Am Ende wurde das gemeinsam gegrabene Loch aus Sicherheitsgründen wieder zugeschüttet. Der Parkplatz ist zurück. Und doch hat sich etwas verändert – zumindest für mich, vielleicht auch für einige, die dabei waren. Kurze Zeit später schrieb mir der Archivar des Museums für Vor- und Frühgeschichte Berlin, Horst Junker, eine Mail mit folgendem Inhalt: Ein brauner Kittel als Exponat aus der Ausstellung, ein Foto der Grabung und ein Konzepttext seien nun im Museum für Vor- und Frühgeschichte registriert und in einer

Box dauerhaft verwahrt. Junker schrieb: „Somit ist die Künstlerin Stella Flatten in ihrer Eigenschaft als Bodenforscherin jetzt auch in einem archäologischen Museum aktenkundig geworden.“

Es war ein stiller Moment, einige Monate nach der Ausstellung, fast unspektakulär. Und doch war es genau das: eine Sedimentschicht mehr. Nicht spektakulär – aber wirksam. Wie ein Abdruck im Boden, den man erst erkennt, wenn man bereit ist, hinzuschauen. Oder zu graben.

Stella Flatten

Stella Flatten, Geografin und Künstlerin, beschäftigt sich in ihrer Forschung und künstlerischen Praxis mit dem „Graben“ als Methode zur Sichtbarmachung von Geschichte in der gebauten Umwelt. Seit einigen Jahren ist sie Mitglied im Aktiven Museum.

Vom 22. August bis zum 5. Oktober 2025 gräbt Stella Flatten im Rahmen der Urbanen Künste Ruhr als Teil der diesjährigen Ruhrtriennale in Duisburg. In der Ausstellung „Zwischen Erfinden und Erfassen“ lädt sie zu ihrem Projekt mit dem Titel „Die Halde/The Dump“ zu einer partizipativen Ausgrabung im Duisburger Innenhafen ein. Zum Abschluss des Projekts werden gemeinschaftlich Dinge vergraben, die man loswerden oder vergessen möchte. Kommen Sie vorbei, wenn Sie in der Gegend sind! <https://www.urbanekuensteruhr.de/ausstellung/erfinden>



Symbolische Aktion „Nachgegraben 1933-1945“ des Aktiven Museums und der Berliner Geschichtswerkstatt auf dem Gestapo-Gelände neben dem Martin-Gropius-Bau am 5. Mai 1985

Zum vierzigsten Jubiläum der erwähnten symbolischen Grabung im Mai 1985 ist die Webseite <https://nachgegraben.berlin> freigeschaltet worden. Sie umfasst Fotografien vom Aktionstag und beleuchtet die Geschichte des Ortes und seine erinnerungspolitische Bedeutung. Ein partizipatives Element besteht darin, dass die Menschen, von denen wir wissen, dass sie an jenem Tag dabei gewesen sind, kurz vorgestellt werden. Nun hoffen wir darauf, dass weitere auf den Dokumentarfotos zu sehende Personen von Besucher*innen der Online-Ausstellung erkannt werden.

DAS ERSTE OPFER DES FASCHISMUS AUS DEM REICHSBANNER SCHWARZ-ROT-GOLD IN BERLIN

Der Mord an Erich Schulz und die Erinnerung
nach 1945

Seit dem 25. April 2025 hängt an einer Mauer des Deutschen Technikmuseums in Berlin-Kreuzberg eine Gedenktafel, die zu einem bundesweiten Programm gehört. Johannes Tuchel, der Leiter der Gedenkstätte Deutscher Widerstand, hob bei der Enthüllung ihren besonderen Charakter hervor: „Es gibt hier eine Form der Erinnerung an das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold im Stadtraum, eine historische Stadtmarkierung, die sich von anderen historischen Stadtmarkierungen unterscheidet.“ Tatsächlich ist das Gedenkzeichen in seinem Design und mit seiner Widmung bisher einzigartig in der Stadt: Die goldfarbene Tafel aus eloxiertem Aluminium prägt in der oberen Hälfte ein eingefräster Strahlenkranz, der dem historischen Wappen des Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold nachempfunden ist. Das Reichsbanner – so erklärt es die Inschrift – war eine demokratische und überparteiliche Organisation zum Schutz der Republik, deren Mitglieder für die Weimarer Verfassung eintraten.

Einer von ihnen war Erich Schulz (1898–1925), an den die Tafel erinnert. Während eines Einsatzes nach einer Wahlkampfveranstaltung war der parteilose Arbeiter am 25. April 1925 von einem Anhänger des extrem rechten „Bund Wiking“ auf offener Straße erschossen worden. Erich Schulz war das erste Opfer politisch motivierter Gewalt seiner Organisation in Berlin. In den Jahren bis 1933 sollten über 50 weitere Reichsbanner-Angehörige sein Schicksal teilen. An seinem 100. Todestag wurde für Schulz am Ort seines ehemaligen Wohnhauses, der Trebbiner Straße 10, die erste Strahlenkranz-Tafel in Berlin enthüllt. Sie ist ein beeindruckendes, doch auch spätes Erinnerungszeichen für einen Mann, dessen Tod bereits in der Weimarer Republik für großes Aufsehen gesorgt hatte.¹

In diesem Beitrag soll der Weg zur Anbringung der Gedenktafel für Erich Schulz nachgezeichnet werden. Ihre Einweihung erfolgte acht Jahre nachdem im April 2017 nach Jahrzehnten erstmals wieder eine größere Gedenkfeier an seinem Grab auf dem Friedhof am Columbiadamm stattfand, organisiert von der Gedenkstätte Deutscher Widerstand und dem Verein Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold – Bund aktiver Demokraten. Angesichts dieser „Wiederentdeckung“ stellt sich die Frage, warum der erschossene Reichsbanner-Mann trotz seiner Bekanntheit in der Weimarer Republik nach 1945 für Jahrzehnte in Vergessenheit geriet. Wie und durch wen wurde unmittelbar nach seinem Tod an Schulz erinnert? Was geschah mit seinem Andenken im Nationalsozialismus und in der unmittelbaren Nachkriegszeit? Die Beantwortung dieser Fragen legt frühe Heldenerzählungen offen und offenbart ein Vergessen-Werden, weil Zeitzeugen als Träger der Erinnerung verstarben. Sie zeigt aber auch, wie wichtig zivilgesellschaftliches Engagement sowie unablässiges Nachgraben und Nachfragen für die heutige Erinnerungskultur sind.

Der Mord an Erich Schulz im April 1925

In den frühen 1920er-Jahren erschütterten eine Vielzahl politischer Morde und Aufstandsversuche die erste parlamentarische Demokratie in Deutschland. Insbesondere die Attentate auf bekannte Politiker wie Matthias Erzberger (1921) oder Walther Rathenau (1922) prägten das gesellschaftliche Klima nachhaltig. Die Gründung des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold im Februar 1924 – nur wenige Wochen nach dem gescheiterten Hitler-Putsch vom 9. November 1923 – war eine Reaktion auf diese Ereignisse. Die Organisation verstand sich explizit als parteiübergreifender Bund zum Schutz der Republik. Die Mehrzahl seiner Mitglieder bestand aus ehemaligen Soldaten des Ersten Weltkrieges, was sich auch im Namenszusatz „Bund der republikanischen Kriegsteilnehmer“ widerspiegelte. Einer von ihnen war Erich Schulz. Der ehemalige Soldat trat 1924 der Organisation bei und engagierte sich in der Reichsbanner-Gruppe seines Wohnbezirks. Bei der Reichspräsidentenwahl im April 1925 unterstützte die

Kameradschaft Kreuzberg den Kandidaten des Demokratischen Blocks, den Zentrums Politiker Wilhelm Marx, der im Ergebnis jedoch Paul von Hindenburg unterlag. Mehrere Reichsbanner-Angehörige waren am Tag vor der Wahl mit einem offenen Möbelwagen in der Innsbrucker Straße in Berlin-Schöneberg unterwegs, als sie von extrem rechten Gegnern der Republik angehalten wurden. Der 21-jährige „Hakenkreuzler“ Alfred Rehnig, Mitglied im „Bund Wiking“, schoss und verletzte Erich Schulz dabei schwer. Schulz starb noch auf dem Weg ins Krankenhaus.

Der Tod von Erich Schulz erregte über seine Organisation hinaus Betroffenheit. Zahlreiche Vertreterinnen und Vertreter des Demokratischen Blocks – darunter Reichskanzler a. D. Joseph Wirth (Zentrum), Gertru-

de Bäumer (DDP), Arthur Crispian (SPD) – zeigten unmittelbar nach dem Mord ihre Solidarität, als sie sich noch am Abend des 25. April 1925 auf der letzten großen Kundgebung vor dem Wahlgang am nächsten Tag zur Ehrung von Schulz von ihren Plätzen erhoben. Der „Vorwärts“ schrieb Anfang Mai 1925: „Erich Schulz fiel unter dem Banner der Freiheit, fiel unter Schwarz-Rot-Gold. Unter jenem Banner, das den Barrikadenkämpfern von 1848 voranleuchtete, als sie in den Tod gingen, lachenden Auges, bereit, für das köstliche Gut der Freiheit zu sterben.“

Die Beerdigung von Schulz am 2. Mai 1925 fand unter großer Anteilnahme der Bevölkerung statt. Ein Zug „von Tausenden und abermals Tausenden“ zog durch die Straßen Berlins zum Neuen Garnisonfriedhof



Vor dem Trauerzug durch Berlin-Kreuzberg: Der Sarg von Erich Schulz mit schwarz-rot-goldener Flagge wird zum Leichenwagen getragen, 2. Mai 1925



Bericht der „Illustrierten Reichsbanner-Zeitung“ vom 9. Mai 1925 über den Mord an Erich Schulz, erschossen von „schwarzweißroter Mörderhand“

(so der damalige Name) in Neukölln, wobei „hunderte von Kränzen“ von uniformierten Reichsbanner-Männern im Trauerzug mitgetragen wurden, wusste die SPD-Zeitung zu berichten. Als die „Illustrierte Reichsbanner-Zeitung“ (IRZ) später unter der Überschrift „Opfer der Reaktion“ über die Beerdigung schrieb, sah sie in Schulz bereits „den toten Soldaten der Republik“, der „unter den schwarzrotgoldenen Farben seines geliebten Reichsbanners“ gefallen war. Deutungsvoll und mit militärischem Pathos lautete es über ihn: „Nun hat er das letzte, höchste Opfer gebracht im heiligen Krieg, den wir um die Republik führen.“² Schulz schien auf dem besten Weg, ein unvergessener Märtyrer des Reichsbanners und der Republik zu werden.

Erich Schulz war nicht das erste Todesopfer seiner Organisation. Erst vier Monate zuvor war Heinrich Bräuer in Bankwitz (heute Bąkowice/Polen) von Mitgliedern des reaktionären „Stahlhelm“ bei einem Überfall ermordet worden. Dennoch bewegte der Tod des Reichsbanner-Mannes in Berlin besonders viele

Unterstützerinnen und Unterstützer der Republik. Kurz nach dem Mord meldete sich in der „Illustrierten Reichsbanner-Zeitung“ der Mathematiker Emil Julius Gumbel zu Wort. Der überzeugte Republikaner, Mitglied der Deutschen Liga für Menschenrechte, mahnte, in Deutschland seien von 1919 bis 1925 „etwa 400 politische Morde“ begangen worden, wobei der „überwiegende Teil“ von „rechtsstehenden Tätern“ ausging. Auch mit der Justiz ging Gumbel hart ins Gericht: „Die Unbestraftheit gehört wesentlich mit zum System der politischen Morde“, konstatierte er.³ Gumbel wusste, wovon er sprach. Seit Jahren sorgte der Professor, der auch als Redner für das Reichsbanner auftrat, mit entsprechenden Statistiken für Aufsehen. In seiner 1921 erschienenen Schrift „Zwei Jahre Mord“ hatte er dargelegt, dass die Mehrheit der politischen Morde in der Weimarer Republik der politischen Rechten zuzuordnen war. Auch wies er wiederholt darauf hin, dass rechte Delikte oft unbestraft blieben oder die Strafen milde ausfielen, während politische Morde von links oft mit harten Strafen geahndet wurden.

Wenige Wochen nach Gumbels Beitrag in der IRZ vom 9. Mai 1925 sollten sich seine Befunde einmal mehr bestätigen: Der Mörder von Erich Schulz wurde ebenfalls nicht bestraft. Ein Schwurgericht sprach Alfred Rehning am 9. Juli 1925 vom Vorwurf der Körperverletzung mit tödlichem Ausgang frei.

Das milde Urteil gegen Rehning rief bei vielen Verteidigern der Republik Empörung hervor. Selbst die linksliberale und pazifistisch geprägte Wochenzeitung „Die Weltbühne“, die das militärische Auftreten des Reichsbanners schon mehrfach kritisiert hatte, spottete: in Deutschland könne „immer ganz straflos“ geschossen werden, solange der Schütze eine Uniform trage oder, „wenn er dem Wiking-Bund angehört und seine Zielscheibe dem Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold“.

Der Mord an Erich Schulz beschäftigte auch die von der „Weltbühne“ unterstützte Deutsche Liga für Menschenrechte, deren führende Mitglieder regelmäßig für die Wochenzeitung schrieben. Auf einem Plakat der Liga anlässlich der 400-jährigen Wiederkehr des Bauernaufstandes von 1525 wurde Erich Schulz in einer langen Reihe von prominenten Opfern des rechten Terrors genannt, die in Deutschland seit 1919 ermordet worden waren. Die Militärherrschaft habe 1918 zwar den Krieg verloren und sei in Ohnmacht gefallen, lautete es, aber „auf einer von Liebknecht über Erzberger und Rathenau bis zum Reichsbanner-Kameraden Erich Schulz mit Toten bedeckte[n] Straße“ sei seit 1919 „die Reaktion“ eingezogen.⁴

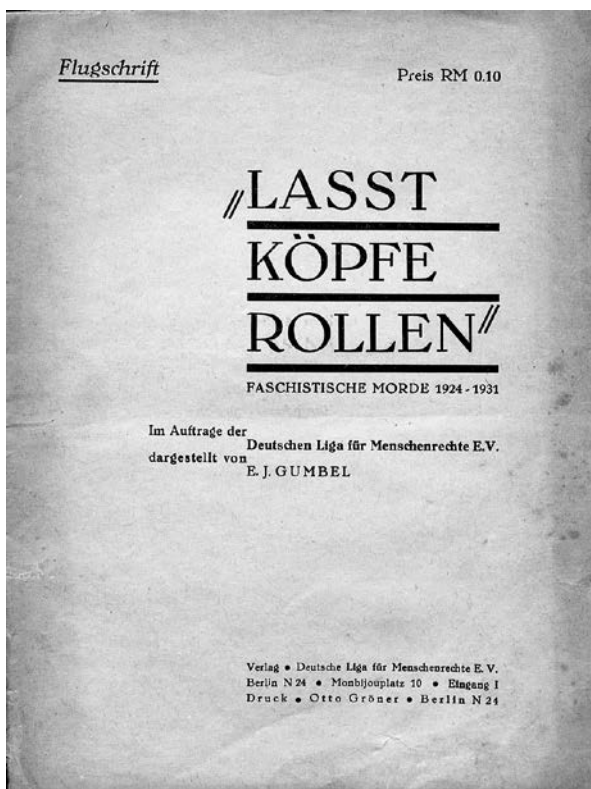
Gedenken in der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus

Im April 1926 wurde am ersten Todestag von Erich Schulz auf dem Neuen Garnisonfriedhof am Columbiamarkt ein Grabstein mit Adler und Schwarz-Rot-Goldenem Strahlenkranz feierlich enthüllt. Gestiftet hatte ihn das Reichsbanner. Angehörige der Organisation kamen seither regelmäßig an den Ort, um an ihren 1925 ermordeten Kameraden zu erinnern. Neben der 1929 eingeweihten Gedenktafel für Walther Rathenau in der Koenigsallee im Grunewald wurde der Friedhof

in Neukölln zu einem der wichtigen Anlaufpunkte der Organisation in Berlin, um ihre Unterstützung der Demokratie zum Ausdruck zu bringen. Als sich am Totensonntag im November 1931 die Mitglieder der Kameradschaft Kreuzberg erneut auf dem Friedhof versammelten, richtete der Reichsbanner-Redner Gustav Kreutlein mahnende Worte an die Anwesenden. Dabei gedachte er nicht nur Schulz, sondern überhaupt der „unzähligen Opfer der republikanischen Front“.⁵ Seit dem Tod von Erich Schulz waren bei Zusammenstößen mit Kommunisten drei weitere Kameraden gestorben. Hinzu kamen 14 Männer, die von Nationalsozialisten oder Anhängern anderer extrem rechter Organisationen ermordet worden waren. Die Anwesenden konnten nicht ahnen, dass die Zahl im folgenden Jahr noch einmal extrem ansteigen sollte. Laut einer Liste des Reichsbanners von Anfang 1933 gab es allein 1932 insgesamt 28 Tote, die auf das Konto nationalsozialistischer Mörder gingen.

Einer der bekanntesten Dokumentaristen dieser Verbrechen war der bereits erwähnte Emil Julius Gumbel von der Deutschen Liga für Menschenrechte. Seit Mai 1927 gehörte er ihrem Vorstand an und legte 1931 im Auftrag der Liga eine umfassende Flugschrift über den rechten Terror in Deutschland vor. Das Werk trug den Titel „Lasst Köpfe rollen“, womit sich Gumbel auf eine Aussage Adolf Hitlers über die Aufgaben der SA bezog. Gumbel verwies in dieser Schrift erneut auf das Schicksal von Erich Schulz und trug dazu bei, dass sein Name nicht in Vergessenheit geriet. Im November 1932 fanden sich am Totensonntag wiederum Kameraden des Reichsbanners an dessen Grab ein.

Zwei Monate später war ihr Kampf um die Republik verloren. Die Nationalsozialisten um Adolf Hitler kamen am 30. Januar 1933 an die Macht. Es folgte Verbot und Auflösung des Reichsbanners sowie die Verfolgung seiner Mitglieder. Zahllose Angehörige der Organisation wurden inhaftiert und/oder brutal ermordet. Auch die Deutsche Liga für Menschenrechte wurde verboten und ihre Mitglieder verfolgt. Emil Julius Gumbel konnte sich gerade noch rechtzeitig ins Exil retten.



Emil Julius Gumbel dokumentiert in seiner Schrift „Lasst Köpfe rollen“ für das Jahr 1925 drei Morde. Alle Opfer waren Reichsbanner-Männer, einer von ihnen Erich Schulz.

Die Nationalsozialisten hassten die Weimarer Republik, das Reichsbanner und die Farben Schwarz-Rot-Gold. Immer wieder waren sie gegen die Symbole der Republik und gegen Menschen vorgegangen, die diese öffentlich präsentierten. Nach der Machtübernahme wurden die Farben umgehend durch Schwarz-Weiß-Rot ersetzt und 1935 die Hakenkreuzflagge zur offiziellen Reichs- und Nationalflagge erklärt. Viele Erinnerungszeichen, darunter auch die Gedenktafel für Walther Rathenau am Ort seiner Ermordung, wurden getilgt.

Vor diesem Hintergrund stellt sich umso mehr die Frage, warum der bekannte Grabstein von Erich Schulz über die NS-Zeit hinaus erhalten blieb. Auch hundert Jahre nach seinem Tod und 80 Jahre nach Kriegsende wissen wir es nicht. In seiner Ansprache auf der jüngsten Gedenkfeier auf dem Friedhof Columbiadamm im April 2025 vermutete Johannes Tuchel, das Überdauern sei vielleicht mit der Widmung „Kamerad“ auf

dem Grabstein zu erklären. Denkbar ist ebenfalls, dass Widmung, Symbol und Farben auf dem Stein von den Nationalsozialisten einfach übermalt wurden – so wie es bei anderen Grabstätten von Reichsbanner-Angehörigen geschah. Ob sich Angehörige des Reichsbanners nach 1933 weiterhin am Grab von Schulz einfanden, ist ebenfalls unbekannt. Sicher ist jedoch, dass die Grabstelle trotz allem nicht in Vergessenheit geriet.

Das „Erste Opfer des Faschismus“ in Berlin

Im November 1945 veröffentlicht die SPD-Zeitung „Das Volk“ einen ausführlichen Bericht über Berliner Arbeiter, die zum ersten Totensonntag nach dem Ende des Dritten Reiches auf den Friedhöfen der Stadt wieder die Gräber „ihrer Führer und Mitstreiter“ aufsuchten. Neben dem Friedhof der Märzgefallenen von 1848 im Friedrichshain und dem Friedhof der Sozialisten in Berlin-Friedrichsfelde zählte der Beitrag auch den Neuköllner Garnisonfriedhof mit dem Grab von Erich Schulz auf. Er wurde in dem Bericht als der „erste Blutzuge der jungen Berliner Reichsbannerbewegung“ gewürdigt. Selbst der Friedhofswärter vom Columbiadamm kam in dem Beitrag zu Wort und schilderte, er habe noch selbst der „erhabenen Feier“ der Beerdigung von Schulz beigewohnt.⁶ Ein weiterer bereits erwähnter Gedenkort der Weimarer Republik, der nach 1945 ebenfalls relativ schnell wieder in die Öffentlichkeit rückte, lag ganz im Westen in Berlin-Grunewald: Im Oktober 1946 wurde an der dortigen Koenigsallee/Ecke Erdener Straße auf Initiative der Liberal-Demokratischen Partei ein neuer Gedenkstein mit Bronzetafel für Walther Rathenau eingeweiht.

Für die Rückbesinnung auf das Schicksal von Erich Schulz in der Öffentlichkeit spielte keine unbedeutende Rolle, dass sich bald nach Kriegsende einstige Angehörige des Reichsbanners wieder zusammenfanden. Im April 1951 gründeten sie in West-Berlin den „Freiheitsbund“, der sich ganz in der Tradition des Reichsbanners verstand. Seinen ersten öffentlichen Auftritt hatte er am Todestag Walther Rathenaus im Juni 1952, als der Bund einen Gedenkmarsch und eine Ehrenwache am Mahnmal in der Koenigsallee organisierte.

Bald darauf veranstaltete der Freiheitsbund eine Gedenkfeier für Erich Schulz. Begleitet von einer großen Menschenmenge zogen am 25. April 1953 zahlreiche Männer in Uniformen vom Hohenstaufenplatz in Berlin-Kreuzberg zum Friedhof am Columbiadamm. An der „neuhergerichteten Grabstätte“, so die Zeitung „Telegraf“, legten sie einen Kranz nieder. Die Schleife trug den Schriftzug „Dem ersten Opfer des Faschismus“. Die Ansprache hielt – wie schon 22 Jahre zuvor – Gustav Kreutlein. Der Sozialdemokrat fungierte mittlerweile als zweiter Vorsitzender des Freiheitsbundes, und für ihn war die Gefahr rechter Umtriebe nicht gebannt. Noch ganz im Duktus der Weimarer Republik appellierte er an das „deutsche Bürgertum, sich nicht noch einmal von den Sireneklängen der Reaktion einfangen und missbrauchen zu lassen.“ Kreutlein

versicherte, der Freiheitsbund werde „allen Radikalisierungsversuchen von rechts und links“ entschlossen entgegentreten. Damit folge man dem Gelöbnis von Erich Schulz, für „Freiheit, Recht und Demokratie“ einzutreten.⁷ Die Bezugnahme auf Schulz gab einen Einblick in das Selbstverständnis des Bundes: Seine Mitglieder wollten nicht nur Traditionspflege betreiben, sondern auch im Kalten Krieg aktiv Position beziehen.

Im Kreis des Freiheitsbundes hielten persönliche Erfahrungen und Verbindungen der Mitglieder untereinander das Schicksal von Erich Schulz präsent. Noch im Jahr 1983 erinnerte sich Heinrich Craatz, dessen Vater einst zum Reichsbanner zählte: „Schon als Kind erlebte ich einen denkwürdigen Reichsbanneraufmarsch mit, als der von Rechtsradikalen ermordete Kreuzberger



Mahnwache des Freiheitsbundes am Grab von Erich Schulz auf dem heutigen Friedhof Columbiadamm in Berlin-Neukölln, 25. April 1953

Kamerad Erich Schulz, auf einem riesigen Möbelwagen aufgebahrt, bei einem Umzug auch durch unsere Straße zum Friedhof Bergmannstraße [recte: Friedhof Columbiadamm] geführt wurde. Mein Vater gehörte der den Sarg unmittelbar begleitenden Ehrengarde an.“⁸ Möglicherweise ist der Vater Franz Craatz, sogar auf dem Foto von der Beerdigung abgebildet, das am Anfang dieses Beitrages steht. Der Bericht verdeutlicht jedoch: Die Ereignisse vom April/Mai 1925 hatten sich tief in das Gedächtnis der Kreuzberger Arbeiter eingebrannt. Vielleicht auch deshalb nahm an der Gedenkfeier auf dem ehemaligen Garnisonfriedhof im April 1953 der Bürgermeister des Bezirks Willy Kressmann teil, obwohl er dem Reichsbanner gar nicht angehört hatte.

Der bekannte Sozialdemokrat Kressmann, der selber im Widerstand aktiv gewesen war, zählte seit 1951 zum Freiheitsbund. Außerdem gehörte er zum Berliner Vorstand der 1949 wiedergegründeten Deutschen Liga für Menschenrechte. In den 1950er-Jahren machte diese es sich zur Aufgabe, die Erinnerung an den ermordeten Außenminister der Weimarer Republik Walther Rathenau wach zu halten. Im Februar 1953 eröffnete die Organisation in Berlin-Wannsee, Am Sandwerder 33 ein Heim für Jüdinnen und Juden aus der DDR, die aus Furcht vor einer antisemitischen Welle nach West-Berlin geflohen waren. Die Einrichtung erhielt den Namen „Walther-Rathenau-Heim“ und wurde im Mai 1953 der Ort einer denkwürdigen Wiederbegegnung: Nach Jahren im Exil kam Emil Julius Gumbel erstmals wieder nach Berlin, um an der Freien Universität eine Gastprofessur anzutreten. Zu seiner Rückkehr organisierte die Liga für Menschenrechte ihm zu Ehren einen Empfang. Dieser fand im „Walther-Rathenau-Heim“ statt, wo Gumbel auf zahlreiche seiner alten Weggefährten traf.⁹ Das Heim existierte nur wenige Jahre und ist heute kaum mehr bekannt. Der Namensgeber wurde dafür bald im Stadtbild dauerhaft präsent: Am 31. August 1957 wurde nach ihm der Walther-Rathenau-Platz in Berlin-Grunewald benannt.

Demgegenüber wurde das Andenken an den Arbeiter Erich Schulz in den nächsten Jahren vor allem eine private Erinnerung im immer kleiner werdenden Kreis

von ehemaligen Weggefährten. Eine Tafel an seinem ehemaligen Wohnhaus in der Trebbiner Straße 10 oder gar eine Straßenbenennung nach ihm gab es nicht. Als in den 1960er-Jahren in der Bundesrepublik von Karl Rohe die erste (und für lange Zeit einzige) Gesamtdarstellung zum Reichsbanner vorgelegt wurde, fand Erich Schulz in dieser keine Erwähnung – dasselbe galt für die in der DDR in den 1980er-Jahren entstandene Studie von Helga Gottschlich. Insgesamt geriet das Wirken des historischen Reichsbanners mit dem Ableben seiner einstigen Mitglieder zunehmend in Vergessenheit. Paradigmatisch dafür stand auch, dass es durchaus vereinzelte Gedenktafeln für Angehörige der Organisation gab. Als Beispiel sei die 1987 in Kreuzberg enthüllte Tafel für Franz Meyer genannt. Dass Meyer dem Reichsbanner angehört hatte, wurde auf dem Erinnerungszeichen indes nicht erwähnt. Lediglich in einer Begleitpublikation zum Antifaschistischen Gedenktafelprogramm des Bezirks fand dies äußerst knapp Beachtung.

Die Nachfolgeorganisation Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold – Bund aktiver Demokraten e.V. versuchte dem Vergessen entgegenzuwirken. Dank der Initiative und umfassenden Arbeit der Historikerin Beatrix Herlemann konnte zum 75. Jahrestag der Gründung des Reichsbanners eine Ausstellung über dessen Geschichte präsentiert werden. Die Eröffnung erfolgte im Februar 1999 in Magdeburg, wo die Organisation 1924 gegründet worden war. Die letzte Station war im Januar 2004 in Mainz. Insgesamt wurde die Ausstellung an 39 Orten im Bundesgebiet gezeigt, darunter war 2001 die Gedenkstätte Deutscher Widerstand in Berlin. Durch diese Präsentation gelangte auch Erich Schulz Anfang der 2000er-Jahre langsam wieder ins Licht einer größeren Öffentlichkeit: Sein Bild prägte in der Ausstellung das Kapitel über die „Todesopfer im Kampf für die Republik“ und selbst ein historisches Foto von der Einweihung seines Grabsteins im April 1926 wurde auf einer der Tafeln gezeigt.

Die „Wiederentdeckung“ der Grabstätte

Das Grab von Erich Schulz fand einige Jahre nach der Reichsbanner-Ausstellung zudem Erwähnung in



Blick in die Ausstellung „Für eine starke Republik! Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold 1924–1933“. Sie wurde in der Gedenkstätte Deutscher Widerstand vom 8. Mai bis 30. August 2001 präsentiert.

Studien zu Kriegerdenkmälern, in denen der ehemalige Neue Garnisonfriedhof in Neukölln untersucht wurde.¹⁰ Den Kreuzberger Dieter Krolikowski (1949-2024) machten diese Berichte neugierig. Der ehemalige Angestellte der Berliner Verwaltung war unter anderem in Initiativen zur Vermittlung von Demokratiegeschichte engagiert und hatte bereits Führungen auf dem Friedhof Columbiadamm durchgeführt. Das Grab von Erich Schulz war ihm jedoch vollkommen unbekannt. Nur mit Hilfe der Neuköllner Friedhofsverwaltung konnte er es ausfindig machen. Die Grabstätte war mittlerweile vollkommen zugewachsen und der Stein in einem schlechten Zustand. Krolikowski wandte sich an den Reichsbanner-Verein und die Gedenkstätte Deutscher Widerstand. Er wollte mehr über Schulz erfahren und schlug eine würdige Gestaltung des Grabes vor. Die Gedenkstätte nahm sich noch im selben Jahr der Sa-

che an. Die Grabstelle wurde wieder hergerichtet und der Stein restauriert. Im Jahr 2017 luden die beiden Institutionen zum Todestag von Erich Schulz erstmals zu einer kleinen Gedenkstunde ein – 64 Jahre, nachdem die letzte größere Veranstaltung an seinem Grab stattgefunden hatte. Seitdem erfolgt jedes Jahr auf den Friedhof Columbiadamm ein Totengedenken für Erich Schulz. Auf das bisher größte mediale Interesse stieß die Veranstaltung anlässlich seines 100. Todestages, auf der Bundesverteidigungsminister Boris Pistorius die Gedenkrede hielt. Ohne den Einsatz von Dieter Krolikowski, der 2024 verstorben ist, wäre es dazu vielleicht nie gekommen. Dieser Beitrag soll daher auch an ihn und sein wichtiges Engagement erinnern.

Die Gedenkfeiern für Erich Schulz sind nur ein Teil der Bemühungen, den Einsatz seiner Organisation für die



Bei der Gedenktafelenthüllung von links: Dr. Fritz Felgentreu, Vorsitzender des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold – Bund Aktiver Demokraten e. V., André Schmitz, Staatssekretär a. D., Prof. Dr. Johannes Tuchel, Leiter der Gedenkstätte Deutscher Widerstand, Joachim Breuninger, Direktor des Deutschen Technikmuseums, 25. April 2025

Demokratie bekannter zu machen. Ein anderes Element sind Tafeln und Stelen im öffentlichen Raum. Im April 2018 lobte die Gedenkstätte Deutscher Widerstand einen Gestaltungswettbewerb aus, der ein neues und gleichsam einprägsames Gedenkzeichen zur Erinnerung an das historische Reichsbanner hervorbringen sollte. Der Wettbewerb erfolgte in der Kunsthochschule Burg Giebichenstein Kunsthochschule Halle. Gewinner wurde der prämierte Entwurf von Tamara Siewert und Valentina Schuster, der als ein zentrales Element einen Strahlenkranz vorsah, der dem Wappen des Reichsbanners nachempfunden ist. Der erste Strahlenkranz auf einer goldfarbenen Stele wurde im Februar 2024 in Magdeburg anlässlich des 100. Jahrestag der Gründung der Organisation enthüllt. Das zweite Reichsbanner-Erinnerungszeichen in der Bundesrepublik ist die Gedenktafel in Berlin für Erich Schulz. Eine weitere Stele wurde jüngst in Wolfenbüttel aufgestellt.

Die Berliner Tafel hängt an einer Backsteinmauer unweit des Eingangs vom Deutschen Technikmuseum. Die meisten Besucherinnen und Besucher kommen an ihr vorbei. Vielleicht wird der eine oder die andere von ihnen an der Tafel stehen bleiben, den kurzen Text lesen und später mehr über Erich Schulz erfahren

wollen. Schon allein damit wäre viel gewonnen, denn interessant sind seine Biografie und die Geschichte ihrer „Wiederentdeckung“ allemal.

Doch Schulz und die Tafel stehen für weitaus mehr. Der ehemalige Berliner Kulturstatssekretär André Schmitz betonte in seiner Rede zur Enthüllung der Tafel: „Mit der Ehrung von Erich Schulz ehren wir nicht nur ihn, sondern auch seine Mitkameraden, die ihr Leben haben lassen müssen, um für die Weimarer Republik zu kämpfen. Sie sind uns ein Vorbild. Ich hoffe, dass wir niemals in die Situation kommen müssen, selber derart stark für unsere Überzeugung eintreten zu müssen.“ Diese Worte sind zugleich Aufforderung und Mahnung. Wir alle sind angesprochen, dass es dazu nie wieder kommen wird. Historische Kenntnisse über die gescheiterte Verteidigung der Weimarer Republik können dabei nur hilfreich sein.

Gerd Kühling / Marion Goers

Dr. Gerd Kühling ist Beisitzer im Vorstand des Aktiven Museums. In der Gedenkstätte Deutscher Widerstand ist er als wissenschaftlicher Mitarbeiter im Bereich „Demokratische Massenorganisationen der Weimarer Republik“ tätig.

Marion Goers ist stellvertretende Vorsitzende des Aktiven Museums. In der Gedenkstätte Deutscher Widerstand ist sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin im Bereich „Demokratische Massenorganisationen der Weimarer Republik“ tätig.

1) Zur ausführlichen Biographie von Erich Schulz siehe das Video von der Veranstaltung zur Enthüllung der Tafel: <https://www.gdw-berlin.de/livestream/>

2) Siehe: „Letzter Gang“, in: Vorwärts – Berliner Volksblatt, 2. Mai 1925; „Der Mann fiel – das Banner steht“, in: Vorwärts – Berliner Volksblatt (1. Beilage), 3. Mai 1925; „Opfer der Reaktion“, in: Illustrierte Reichsbanner-Zeitung, 9. Mai 1925.

3) Emil J. Gumbel, Die politischen Morde und ihre Ursachen, in: Illustrierte Reichsbanner-Zeitung, 9. Mai 1925.

4) Siehe: Die Weltbühne, Ausgabe vom 21. Juli 1925 (Nr. 29); Otto Lehmann-Russbüldt, Der Kampf der Deutschen Liga für Menschenrechte vormals Bund Neues Vaterland für den Weltfrieden 1914-1927, Berlin 1927, S. 123.

5) „Bericht aus den Kreisen“, in: Das Reichsbanner – Beilage für die Gaue Berlin-Brandenburg und Halle, 12. Dezember 1931.

6) „Der Sonntag der Toten“, in: Das Volk, 25. November 1945.

7) „Dem ersten Opfer“, in: Telegraf, 26. April 1953.

8) Hans-Rainer Sandvoß, Widerstand in Kreuzberg, Band 10 der Schriftenreihe über den Widerstand in Berlin von 1933 bis 1945, hrsg. von der Gedenkstätte Deutscher Widerstand, Berlin 1996, S. 47.

9) Deutsche Liga für Menschenrechte, 40 Jahre Kampf für Menschenrechte, Berlin 1953, S. 34 und S. 41.

10) Christian Saehrendt, Stellungskrieg der Denkmäler: Kriegerdenkmäler im Berlin der Zwischenkriegszeit (1919–1939), Bonn 2004, S. 21; Arndt Beck/Markus Euskirchen, Die beerdigte Nation: „Gefallenen“-Gedenken von 1813 bis heute, Berlin 2009, S. 62-63.

„SOLCHER MUT, SOLCHES LEID...“

Laudatio für Magdalena Heilmann anlässlich der Einweihung der Berliner Gedenktafel in der Geisenheimer Straße 43 in Wilmersdorf am 21. Mai 2025

Es ist mir eine Ehre, Magdalena Heilmann heute würdigen zu dürfen, hat sie doch während der NS-Zeit – obwohl ihr Mann, sie selbst und ihre Kinder verfolgt worden sind – großen Mut bewiesen und anderen Verfolgten zur Seite gestanden. Ich selbst stieß auf sie über ihren Ehemann, als ich im Zuge meiner Forschungen zu den jüdischen Häftlingen im Berliner Gestapogefängnis und Konzentrationslager Columbia-Haus herausfand, dass auch Ernst Heilmann dort inhaftiert gewesen ist. Ich werde später noch darauf zurückkommen.

Hermine Luise Magdalena Müller wird 1894 in Mannheim geboren und wächst dort auch zunächst auf. Ihre Familie ist sozialdemokratisch, „richtige Rebellen“, wie sie später einmal in einem Interview sagen wird.¹ In Mannheim lernt sie als Kind auch Rosa Luxemburg kennen. Ihre Familie hat ein großes soziales Gewissen, die Eltern kümmern sich um hungernde Nachbarnfamilien, um mittellose Sinti-Kinder, die aus der Stadt verjagt worden sind. Ich zitiere Magdalena Heilmann: „Das war bei uns einfach so selbstverständlich, daß meine Eltern für alle da waren, wenn’s sein musste.“²

Der Vater wird Redakteur der Chemnitzer Volksstimme, die Familie siedelt nach Sachsen über. Magdalena möchte gern Medizin studieren, der Lehrer bietet den Eltern sogar einen kostenfreien Platz für die weiterführende Schule an. Aber in einer Familie mit acht Kindern und dem zu geringen Einkommen des Vaters ist dies nicht möglich. Magdalena sagte dazu später: „Wie das damals so eben war, fünf Jungs, fünf Jungs sind eben mehr als ein Mädchen.“³

Die Tochter einer befreundeten Familie ist mit einem Spanier verheiratet und Magdalena kann ihre

Eltern überzeugen, dass auch sie für einige Zeit nach Barcelona gehen kann. Sie lernt dort Spanisch und Katalanisch und kümmert sich um die Kinder der befreundeten Familie. Nach ihrer Rückkehr besucht sie die Handelsschule und schreibt kleinere Berichte für die Lokalzeitung. Ihren zukünftigen Ehemann Ernst Heilmann lernt sie über ihren Vater kennen, beide arbeiten bei der Chemnitzer Volksstimme. Seit etwa 1918 lebt sie in Berlin, ist aktiv in der Arbeiterjugend und an der Gründung der Arbeiterwohlfahrt beteiligt. Magdalena Müller und Ernst Heilmann heiraten 1920. Kurz vor der Hochzeit wird ihre Tochter Eva geboren, später dann die Söhne Peter (*1922) und Ernst-Ludwig (*1924), schließlich die Tochter Beate (*1927). Nach der Geburt der Kinder ist Magdalena Heilmann ehrenamtlich im Jugend- und Wohlfahrtsausschuss in Berlin-Kreuzberg tätig.

1933 versucht sie, ihren Mann zu überzeugen, das Land zu verlassen und versichert ihm, dass sie die Familie auch erst einmal allein versorgen könne und ihm später folgen würde. Doch Ernst Heilmann wehrt ab und sagt, dass auch die Arbeiter und andere SPD-Mitglieder nicht einfach auswandern könnten und er nur in Deutschland noch behilflich sein könne. Nach dem Reichstagsbrand steht die SA vor der Tür, Magdalena Heilmann ruft geistesgegenwärtig die Polizei, die ihr tatsächlich zu Hilfe kommt. Ernst Heilmann ist nicht zuhause und entgeht dieser Festnahme.

Ich möchte nun einige Worte zum Leidensweg von Ernst Heilmann sagen,⁴ der auch Magdalena Heilmanns Leidensweg gewesen ist: Ernst Heilmann, 1881 in Berlin geboren, schließt sich bereits im Alter von 17 Jahren der SPD an. Er ist Mitglied der verfassungsgebenden Nationalversammlung in Weimar, seit 1919 im Preußischen Landtag vertreten und ab 1921 einer der drei Vorsitzenden dieser Fraktion. 1928 zieht er außerdem als Abgeordneter in den Reichstag ein. Am 26. Juni 1933 wird er in seinem Stammcafé Josty am Potsdamer Platz „im Zuge der Aktion gegen die früheren S.P.D.-Funktionäre“ festgenommen und in das Columbia-Haus verschleppt.⁵ In einem Telegramm, das Magdalena Heilmann am 27. Juni 1933 an Reichskanzler Adolf Hitler

richtet, schreibt sie, was ihre Nachforschungen ergeben haben, nämlich, „dass er nicht von amtlichen Stellen verhaftet wurde und dass auch kein Haftbefehl gegen ihn vorliegt“.⁶ Einige Zeit später erhält sie einen Brief ihres Mannes aus dem Polizeipräsidium, in dem er ihr mitteilt, dass er in „Schutzhaft“ genommen worden sei.

Unermüdlich versucht Magdalena Heilmann, die Freilassung ihres Mannes zu erwirken. Wie sie später berichtet, wird sie selbst zweimal von der SS verprügelt, als sie persönlich vorspricht.

Das Columbia-Haus ist die erste von zahlreichen Stationen der Haft für Ernst Heilmann, die mit seiner Ermordung im KZ Buchenwald 1940 endet: Vom Columbia-Haus wird Heilmann in das Polizeipräsidium am Alexanderplatz und von dort in das Gefängnis Plötzensee überstellt. Vom 8. August bis zum 7. September 1933 ist er im KZ Oranienburg inhaftiert und wird von dort in das KZ Papenburg (Börgermoor) eingewiesen. Am 29. September dort bei einem vermutlichen Suizidversuch angeschossen, verbringt er mehrere Wochen im Krankenhaus. Seine Frau kann bei der Gestapo erreichen, dass er zunächst nicht zurück nach Papenburg, sondern in das Polizeipräsidium überstellt wird. Wie Magdalena Heilmann 1948 berichtet, soll er von hier aus erneut in das Columbia-Haus überstellt werden: „Bei einer Unterredung im Polizeigefängnis in Berlin wurde von dem Polizeigefängnisdirektor davon gesprochen, daß alle politisch Inhaftierten wieder in das Columbiahaus zurückkommen sollten. Die Reaktion auf meinen Mann war, daß er leichenblaß wurde und sagte: ‚Das ist mein Tod. Das ertrage ich nicht wieder.‘ Erst aus dieser Bemerkung erfuhr ich, daß er gleich nach seiner Inhaftierung, bevor er in das Polizeipräsidium eingeliefert worden war, im Columbiahaus mißhandelt worden war.“⁷

Heilmann wird schließlich vom Polizeipräsidium aus in das KZ Esterwegen überstellt und nach dessen Auflösung im Dezember 1936 in den sogenannten „Judenblock“ des KZ Sachsenhausen überwiesen. 1937 erfolgt seine Überführung nach Dachau, 1938 wird er in das KZ Buchenwald überstellt. Am 3. April 1940 wird



Magdalena Heilmann in den 1940er-Jahren

Ernst Heilmann hier mit einer Chloralhydrat-Injektion ermordet. Als offizielle Todesursache des „politischen Juden“ wird „Herzschwäche bei Herzfehler (Wassersucht)“ angegeben.⁸ Es besteht kein Zweifel, dass der prominente Politiker der Weimarer Republik in den sechs Jahren seiner Haft furchtbarsten Misshandlungen ausgesetzt gewesen ist. Den Nationalsozialisten gilt Ernst Heilmann als Inbegriff des „jüdischen Bonzen“⁹. Magdalena Heilmann kann durchsetzen, ihren toten Mann in Buchenwald noch einmal zu sehen, gemeinsam mit der ältesten Tochter Eva, die damals 20 Jahre alt ist. Die Leiche zeigt deutliche Spuren von Misshandlungen.

Während des Zweiten Weltkrieges wird Magdalena Heilmann dienstverpflichtet und muss untertariflich bezahlt unter anderem in einer Rüstungsfabrik arbeiten. Auch hier zeigt sie ihre Solidarität, indem sie und andere Arbeiterinnen ihr Essen mit den ausländischen Zwangsarbeiterinnen teilen.

Die Gestapo überwacht die Familie und verhört Magdalena Heilmann mehrmals. Für ihre vier Kinder sorgt sie allein. Ihr Verdienst ist gering. Selbst Nicht-jüdin, erlebt sie die Verfolgung von Angehörigen und politischen Freundinnen und Freunden unmittelbar und weiß um die Verbrechen des NS-Regimes. Ihre Kinder gelten nach nationalsozialistischer Definition als sogenannte „Mischlinge Ersten Grades“. Auch sie sind von der antisemitischen Verfolgung betroffen.

Die beiden Ältesten können zwar noch das Abitur ablegen, dürfen sich aber nicht an der Universität einschreiben. Tochter Eva muss sich zunächst beim Reichsarbeitsdienst verpflichten, absolviert im Berliner Lette-Verein eine Ausbildung zur chemisch-technischen Assistentin und arbeitet anschließend bei einer Firma zur Gewässerreinigung. Der älteste Sohn Peter bekommt kaum noch eine betriebliche Ausbildungsmöglichkeit und geht bei einem Schädlingsbekämpfer in die Lehre. Den beiden Jüngeren wird gar der Schulabschluss verwehrt. Ernst-Ludwig Heilmann, geboren 1924, muss auf Betreiben des Schuldirektors die Waldschule Berlin-Heerstraße ohne Abschluss verlassen. Kurzzeitig setzt er seine Ausbildung in Schweden fort, bis er 1939 zurückkehren muss und in Norddeutschland eine landwirtschaftliche Ausbildung beginnt. Die jüngste Tochter Beate muss die Schule bereits mit der sechsten Klasse verlassen, arbeitet anschließend als „Pflichtjahrmädchen“ in einer kinderreichen Familie, wo sie sich ein hartnäckiges Leiden zuzieht, so dass sie bis Kriegsende keine Ausbildung absolvieren kann.¹⁰

Magdalenas Schwägerin Amalie Klara Heilmann, die Schwester von Ernst Heilmann, nimmt sich 1942 das Leben, als sie die Aufforderung zur Deportation erhält. Dies ist einer der Gründe, warum sich Magdalena Heilmann entschließt, Verfolgte zu unterstützen. Ihre Kinder unterstützen sie dabei. In ihrer Mietwohnung in Berlin-Kreuzberg nimmt Familie Heilmann von 1942 bis 1945 immer wieder untergetauchte Jüdinnen und Juden auf. Wie viele es insgesamt sind, lässt sich nicht mehr feststellen. Magdalena Heilmann berichtet später: „Wie oft ist das passiert bei uns abends an der Tür. Ich mach die Tür auf, einmal ein Mann, Frau, ein Kind. Ich



Das 2023 am Heilmannring in Charlottenburg-Nord eingeweihte Mural in Erinnerung an Familie Heilmann

sage, bitte schön, was ist? ‚Es ist uns gesagt worden, Sie würden uns vielleicht über Nacht hier bei Ihnen schlafen lassen.‘ Wer hat Ihnen das gesagt...? Dann habe ich da gestanden, habe ich einen Moment geguckt und [...] die Tür aufgemacht: ‚Kommen Sie rein.‘“¹¹

Die Familie versorgt die Untergetauchten, zumeist ihnen bis dahin vollkommen unbekannte Personen, mit Lebensmitteln und gefälschten Papieren. Es entsteht ein Netzwerk von Menschen, die an dieser Hilfe beteiligt sind, wobei sich Magdalena Heilmann auch auf die Hilfe von Freundinnen und Freunden aus der verbotenen SPD verlassen kann.

Manche von ihnen haben andere Menschen, die sie auch für längere Zeit schützen, sodass sie bei Familie Heilmann nur vorübergehend Zuflucht suchen. Zu ihnen

gehören die Berliner Jüdinnen Toni Boronow-Kaliski und Miriam Grunwald.

Toni Boronow-Kaliski schreibt 1949: „Ich weiss aus eigener Kenntnis, dass Frau Heilmann während der ganzen Nazizeit, insbesondere nach Einsetzen der Judenverfolgungen, einer grossen Anzahl rassisch Verfolgten Unterkunft und Hilfe in selbstloser und tatkräftigster Weise gewährt hat; auch ich habe einige Zeit in ihrem Hause verborgen gelebt. Durch ihren Mut und ihre unerschütterliche Hilfsbereitschaft trotz eigener stärkster Gefährdung ist durch sie und ihre Kinder vielen Menschen das Leben gerettet worden.“¹²

1943 findet die im Untergrund lebende Sozialarbeiterin Elise Behrend-Rosenfeld Zuflucht bei ihnen, auch Herbert Strauss, der spätere erste Direktor des

Zentrums für Antisemitismusforschung an der TU Berlin, ist für einige Zeit in der Kreuzberger Wohnung versteckt. Ebenso hat Magdalena Heilmann Kontakte zu Mitgliedern des Kreisauer Kreises. Sie bietet auch Ernst von Harnack an, sich in ihrem Wohnhaus in Berlin-Kreuzberg zu verstecken, doch dieser lehnt ab.

1944 wird sie gemeinsam mit ihrem Sohn Peter zur Gestapo vorgeladen. Dem vorangegangen war die Flucht von Else Behrend-Rosenfeld in die Schweiz, an der auch Peter Heilmann und seine spätere Ehefrau Hella Gorn beteiligt waren. Eine Gallenblaseninfektion mit Krankenhausaufenthalt verzögert die Angelegenheit, einer neuerlichen Vorladung im Januar 1945 leistet sie nicht Folge. Noch am 29. April 1945 brennt das gesamte Haus, in dem sie lebt, nieder und die Familie verliert fast alles.

Über das Leben von Magdalena Heilmann nach 1945 ist deutlich weniger bekannt als über die Zeit während des Nationalsozialismus. 1945 ist sie Presse-referentin bei der SPD-Zeitung „Das Volk“, ein Jahr später Angestellte der SPD in Wilmersdorf. Ab 1946/47 ist sie erneut als Sozialarbeiterin tätig, später beim Amt für Wiedergutmachung.¹³

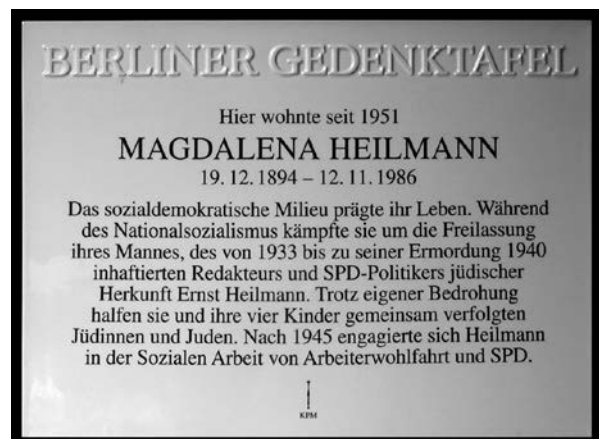
Gesundheitlich ist sie nach allem, was sie erlebt hat, stark angeschlagen. Die Inhaftierung ihres Sohnes Peter und dessen Ehefrau Hella in der DDR belastet Magdalena erneut schwer.

Geehrt wird Magdalena Heilmann nicht für ihre Hilfe. Weder erhält sie die Ehrung als „Unbesungene Heldin“ der West-Berliner Senats, noch wird sie von Yad Vashem als „Gerechte unter den Völkern“ geehrt. Sie erhält das Bundesverdienstkreuz – allerdings nicht für ihre Hilfe, sondern für ihr soziales Engagement.

1966 schreibt Magdalena Heilmann an Professor Wolfson, der über die Hilfe für Verfolgte forscht: „Bedenken Sie aber bitte, daß jegliche Aktion ja nicht das Werk einer einzelnen Person sein konnte, sondern daß es dazu der Hilfe anderer Freunde bedurfte, um wirklich wirksame Hilfe zu leisten. Manches ist ge-

lungen, manches auch, zu meinem eigenen Kummer, schiefgegangen.“¹⁴

Magdalena Heilmann stirbt 1986 in Berlin. Das gemeinsame Grab für Magdalena, Ernst und Peter Heilmann auf dem Waldfriedhof Stahnsdorf ist ein Berliner Ehrengrab. Seit 1957 gibt es in Charlottenburg den Heilmannring, seit 1980 ist ein Steg über den Landwehrkanal in Kreuzberg nach Ernst Heilmann benannt. 2023 wurde am Heilmannring ein Wandgemälde eingeweiht, das an die Familie Heilmann und deren Widerstand erinnert. Umgesetzt wurde es gemeinsam von der Gedenkstätte Deutscher Widerstand und der Stiftung Berliner Leben mit Unterstützung der GEWOBA.



Es fällt mir schwer, abschließende Worte zu Magdalena Heilmann zu finden. So soll hier noch eine weitere Weggefährtin zu Wort kommen. 1950 schreibt die Frauenrechtlerin Hildegard Wegscheider: „Magdalena Heilmann ist ein Mensch den schwere Lasten nicht beugen sondern stärken und die mit einer Energie und einem unbeugsamen Willen den Bedrängten Hilfe zu leisten sucht, wie man es im allgemeinen nur bei jungen Menschen trifft.“¹⁵

Solcher Mut, solches Leid – wie kann man sich das nur annähernd vorstellen und würdigen? Für sie waren Solidarität und das Einstehen für die Schwächeren eine Selbstverständlichkeit, Teil ihres Wesens.

Magdalena Heilmann hätte ausreichend Gründe gehabt, nicht zu helfen, schon allein, um ihre Kinder zu schützen. Doch sie hat es getan, als so viele andere Menschen mitgemacht oder weggeschaut haben. Ihr Mut und ihre Menschlichkeit sollen uns Vorbild sein.

Karoline Georg

Dr. Karoline Georg leitet die Gedenkstätte Stille Helden und das Museum Blindenwerkstatt Otto Weidt in der Stiftung Gedenkstätte Deutscher Widerstand. Sie ist stellvertretende Vorsitzende des Aktiven Museums.

1) Interview von Hanno Kremer mit Magdalena Heilmann, 23. März 1983, S. 1, Belegarchiv der Stiftung Gedenkstätte Deutscher Widerstand

2) Ebd.

3) Ebd, S. 3.

4) Vgl dazu ausführlich: Karoline Georg, Jüdische Häftlinge im Gestapogefängnis und Konzentrationslager Columbia-Haus 1933-1945, Berlin 2021, S. 256 ff.

5) Geheimes Staatspolizeiamt, Schreiben an den Preussischen Ministerpräsidenten, Berlin, 27.8.1934, in: GStA PK, I. HA Rep 90P, Nr. 138/2; Horst Möller, Ernst Heilmann. Ein Sozialdemokrat in der Weimarer Republik, in: Jahrbuch des deutschen Instituts für Deutsche Geschichte (1982) XI, S. 261-294, hier S. 265.

6) Magdalena Heilmann, Telegramm an den Reichskanzler, Berlin, 27. 6. 1933, in: Arolsen Archives, 1.1.5.3, 6075635. Kleinschreibung im Original.

7) Magdalena Heilmann, Schriftliche Aussage zu der Verfolgungsgeschichte ihres Ehemannes, Ernst Heilmann, 11.2.1948, in: Arolsen Archives, 1.1.5.3, 6075632.

8) KL. Buchenwald, Häftlingsakte Ernst Heilmann, in: Arolsen Archives, 1.1.5.3, 6075626 ff.

9) Kim Wünschmann, Before Auschwitz. Jewish Prisoners in the Prewar Concentration Camps, Cambridge/London 2015, S. 30.

10) Diesen Abschnitt habe ich mit freundlicher Genehmigung leicht verändert übernommen aus: Martina Voigt: Mit dreifachem Risiko. Die Berliner Familie Heilmann organisiert Hilfen im sozialdemokratischen Milieu, in: Martina Voigt, Claudia Schoppmann, Barbara Schieb, Christiane Goos: „Ich habe das getan, weil ich es einfach tun musste“. Hilfe für verfolgte Juden in Deutschland 1933–1945, Berlin 2025 (im Erscheinen).

11) Interview von Hanno Kremer mit Magdalena Heilmann, 23. März 1983, S. 33, Belegarchiv der Stiftung Gedenkstätte Deutscher Widerstand

12) Eidesstattliche Versicherung von Toni Boronow-Kaliski, Berlin, 9. Mai 1949, in: Entschädigungsakte Magdalena Heilmann, Reg.-Nr. 13977, Landesamt für Bürger- und Ordnungsangelegenheiten Berlin (LABO).

13) Bettina Michalski: Louise Schroeders Schwestern: Berliner Sozialdemokratinnen der Nachkriegszeit, Bonn 1996, S. 120 ff. Ich danke Heike Stange für den Hinweis auf diese Publikation.

14) Magdalena Heilmann an Manfred Wolfson, Berlin, 25. Oktober 1966, in: Belegarchiv Stiftung Gedenkstätte Deutscher Widerstand.

15) Erklärung von Dr. Hildegard Wegscheider vom 3. Mai 1950, in: Landesamt für Bürger- und Ordnungsangelegenheiten Berlin (LABO), Entschädigungsakte Magdalena Heilmann, Reg.-Nr. 13977.

„EINE HIEROGLYPHE UNSRER EPOCHE“

Laudatio auf Anna Maria Jokl anlässlich der Enthüllung einer Berliner Gedenktafel am Haus Sächsische Straße 23 in Wilmersdorf am 17. Juni 2025

Während der Vorbereitung auf diesen besonderen Anlass musste ich mich immer wieder fragen, wie wohl Anna Maria Jokl auf diese Ehrung, dieses Gedenken in West-Berlin, dem Ort ihres – wie sie sagen würde – fünften ihrer insgesamt sechs Leben, reagiert hätte. Ich selbst habe Anna Maria Jokl nicht mehr kennengelernt, sie starb im Oktober 2001, meine Forschungen zu ihr begannen 2009. Vielleicht ist aber noch jemand unter Ihnen, der sie kannte und eine Einschätzung wagen würde. Ich kann nur ihre eindrücklichen Texte befragen.

Die Frage stellte sich mir nicht zuletzt, weil Anna Maria Jokl immer wieder ihr eigenes Erinnern, Gedenken und ihre Zeugenschaft selbstkritisch und auch durchaus skeptisch reflektiert hat. In den 1980er-Jahren sitzt sie an ihrer Schreibmaschine in Jerusalem und versucht die Zeitschichten ihrer sechs Leben sprachlich zu fassen. Doch kann das überhaupt gelingen?

Sie schreibt: „[...] die 11jährigen Jungen, die jeden Freitag nachmittag nach dem Fußballspielen zu Besuch hereinspringen (warum eigentlich? Anscheinend sprechen wir über das Leben), sind eigentlich in eine Welt 1000 Jahre nach mir hineingeboren. Wieso können wir uns überhaupt verständigen?“¹

Erinnern, Gedenken und Zeugenschaft waren zentrale Themen nach Anna Maria Jokls Rückkehr nach West-Berlin und sie blieben es bis zu ihrem Tod in Jerusalem. Sie prägten sowohl ihre psychotherapeutische Arbeit wie auch ihre späte Autorinnenschaft. Zunächst jedoch bedeutete West-Berlin für Jokl einen weiteren Tiefpunkt ihres Lebens. Das Exil war keineswegs mit der Rückkehr in die Heimat ihrer Jugend vorbei.

Alle Hoffnungen, an bereits Geleistetes anschließen zu können, hatten sich zerschlagen. Sie war nach Ende des Krieges aus London nach Ost-Berlin zurückgekehrt, weil die DEFA ihren im Prager Exil entstandenen Jugendroman „Die Perlmutterfarbe“² verfilmen wollte und sie das Drehbuch schreiben sollte. Doch sie wurde nach nur zwei Monaten binnen 24 Stunden ausgewiesen. Britischer Spitzel, Antizionismus, die Gründe sind – meines Wissens – noch immer nicht restlos geklärt. Die Anerkennung als Therapeutin wurde ihr hier schwer gemacht, sie berichtet von heftigen antisemitischen Konfrontationen im Nachkriegsdeutschland.

In einem Tagebucheintrag hält sie fest: „Wie nach einem wüsten Traum erwache ich aus dem unwahrscheinlichen Geschehen der vergangenen 3 Monate und finde mich an einem Ort und in einer Situation, die mir beide die schlimmsten und unerwartetsten sind: Ich bin gestrandet in Deutschland, in Berlin, im Westen von Berlin, so sehr und so seltsam festgefahren wie ein Schiff, das auf einer unsichtbaren, unerwarteten Untiefe auffährt. Vergangenheit und Zukunft sind durch die vergangenen Ereignisse und ihr jetziges Endergebnis in Frage gestellt, sinnlos erscheinend, anscheinend aussichtslos. Hätte ich [nicht] erkennen gelernt, dass unser Leben nicht nur nach rational erfassbaren und deutbaren Gesetzen verläuft, dass es seltsame Wege gibt, die sich in ihr Gegenteil verkehren, so müsste ich verzweifeln. Ich werde in weniger als 2 Wochen 40 Jahre alt.“³

Doch Anna Maria Jokls Kraft und Durchhaltevermögen sind bewundernswert. Sie lässt sich nicht zum Schweigen bringen, kämpft um ihre Anerkennung als Therapeutin und setzt sich sowohl mit Anti- als auch mit Philosemitismus auseinander, von dem sie sagte, dass es sich im Grunde um dasselbe Phänomen handle, nur mit umgekehrten Vorzeichen. Erst im West-Berlin der 1950er-Jahre beginnt sie sich mit der Frage zu beschäftigen: „Was ist das, dieses Jüdische?“ Die Freundin und spätere Nachlassverwalterin Itta Shedletzky berichtete, dass dies eine Frage gewesen sei, die sie bis zu ihrem Tod immer wieder gestellt und damit auch ihre Gesprächspartner:innen herausgefordert habe.⁴

Für ihre psychotherapeutische Arbeit in ihrer Privatpraxis und am Jüdischen Krankenhaus in Gesundbrunnen aber schien sie bereits eine Antwort gefunden zu haben, bei der ihr Martin Bubers „Chasidische Geschichten“ geholfen hatten: Sie wurden zur „Grundlage meiner Psychotherapie“.⁵ In ihrer Therapie stellte sie sich ihren Patient:innen bewusst als jüdisch vor und löste so oftmals heftige Übertragungen im Deutschland der 1950er- und 1960er-Jahre aus – aber damit auch die Chance auf Heilung.

Das wohl bemerkenswerteste Zeugnis ist ihr Bericht „Zwei Fälle zum Thema Bewältigung der Vergangenheit“⁶. Mitte der 1960er-Jahre behandelte sie parallel einen jungen jüdischen Mann, der die Verfolgung durch die Nationalsozialisten in einem Versteck überlebte und einen jungen deutschen Mann, der auf einer der nationalsozialistischen Kaderschulen mit der faschistischen Ideologie indoktriniert wurde, dies aber vollkommen verdrängt hatte. Den Skandal wagt sie im Vergleich: Die seelischen Leiden und Deformationen beider Männer sind sich erschreckend ähnlich. Es sollte noch dreißig Jahre dauern, bis sich ein deutschsprachiges Publikum für diesen Befund interessieren würde.

Wie wenig es Anna Maria Jokl in ihrem Schreiben um ihr eigenes Gedenken ging, zeigt sich in ihrem immer wieder neu ansetzenden Bemühen zu erzählen – sichtbar vor allem in den zahllosen, unveröffentlichten autobiografischen Entwürfen ihres Nachlasses. Die Anstrengung, die eigene Lebensgeschichte als Stellvertreterin einer ganzen Generation zu erzählen und zwar so, dass auch Nachgeborene eine Ahnung von der Erfahrungswelt einer Jüdin im 20. Jahrhundert bekommen, ist in diesen Entwürfen deutlich erfahrbar.

Ihre biografische Arbeit ist die Arbeit am Exempel, nicht an ihrer individuellen Lebensgeschichte. Gelungen ist ihr das ohne Zweifel in einer ihrer bekanntesten Formulierungen: „Es sind, chronologisch registriert, Essenzen aus sechs Brennpunkten unsrer Zeit: Wien, Berlin, Prag, London, wieder Berlin, Jerusalem. Wäre jede Phase eine Glasplatte, auf jeder ihr spezielles

Zeichen eingeritzt, alle übereinandergelegt und mit einem Blick von oben durchschaut – somit der Zeitlauf aufgehoben –, mag eine Hieroglyphe unsrer Epoche sichtbar werden.“⁷

Bemerkenswert ist in ihrem Werk auch, wie sie sich nur sehr ausgewählt ins Netzwerk bekannter Namen eingewoben hat. Nur wenigen Namen schreibt sie in ihren zu Lebzeiten veröffentlichten Texten Bedeutung, Einfluss auf ihre Lebensleistung zu – im positiven wie im negativen: So der bereits erwähnte Martin Buber, der in Jerusalem ein wichtiger Vertrauter werden sollte, auf der anderen Seite C.G. Jung, mit dem sie traumatische Erfahrungen während ihres Tiefenpsychologiestudiums in Zürich machte, dessen Lehre sie aber dennoch verpflichtet blieb.

„Sie haben so viele interessante Menschen unsrer Zeit in ganz Europa getroffen – so ein Buch könnte man vermutlich gut unterbringen“, schlug ein solider Literaturkritiker vor. Er hatte, neben Büchern, in Archiven, in Briefen und Tagebüchern meine Spur gefunden und war an meiner literarischen Tätigkeit interessiert. Jedoch obzwar merkwürdigerweise das Echo auf meine größeren oder kleineren Publikationen fast immer ihr quantitatives Ausmaß weit überschritten hatten, war das Gesamtwerk relativ klein und verstreut geblieben. Was ihm verlegerisch interessant erschien: ‚Ihre Begegnungen.‘“⁸

„Was mutete er mir zu? antwortete ich etwas pikiert. ‚Names dropping?‘ Dafür gäbe es sogar noch weitaus Sensationellere, als er gefunden hätte. Als ich 19 Jahre alt war, küßte mir in Berlin Conrad Veidt die Hand und 25 Jahre später Menachem Begin in Jerusalem; in London drückte Nehru mir die Hand, und an einem Londoner stürmischen Abend 1944 entpuppte sich der späte Besucher als Samuel Beckett. Welch eine Namen-Sammlung für einen Waschtzettel! Die ‚Begegnungen‘ erwähne ich hier zum ersten Mal, eben weil sie keine waren, weil sie nicht mich, sondern andere meinten [...], ich war nur ihr Unterpfand. Aber es gab andere wirkliche Begegnungen, mit großen und kleinen. Darüber; ohne Ansehen der Person.“⁹



Anna Maria Jokl 1968 in Jerusalem

Das Spannende an diesem Text ist, dass sie diese Namen bis zum Schluss nicht ‚gedroppt‘ hat, um sich Aufmerksamkeit zu verschaffen. Der eben zitierte Text fand sich unveröffentlicht im Nachlass und wurde erst zu ihrem 100. Geburtstag einer Leser:innenschaft zugänglich gemacht.

West-Berlin ist die Zeit der Psychologie, nicht der Literatur. Schon seit ihrer Exilzeit in London war Anna Maria Jokl literarisch verstummt. Dieses Verstummen verstärkt sich hier, weil eine gemeinsame Sprache, ein Erzählen, das sich an eine Gemeinschaft richtet, für sie nicht mehr denkbar ist.

Am 20. Oktober 1953 schreibt sie: „Seit langem bedrängen mich viele Erlebnisse, die, die ich sah, in die ich hineinsah, Menschengestalten, Gedanken – Dinge, die man aufschreiben müsste. Ich fand es unmöglich,

zu schreiben. Für wen schreiben? Wer ist da, dem man erzählen möchte, wenn man ein Erzähler ist? Wo ist ein ‚Ihr‘? Ich finde es nicht mehr. Der Osten, der Westen, die Juden, die ... es ist keine Einheit mehr im geistigen Sinne. Nur einzelne Menschen bleiben, hier oder dort, ohne Unterschiede der Geographie und der Ideologie.“¹⁰

Ab 1962 werden Anna Maria Jokls Pläne, nach Israel zu emigrieren, konkret. Ermutigt wird sie von den Philosophenfreunden Martin Buber und Hugo Bergman. 1965 wandert sie aus.

Das, was ihr in Berlin gefehlt hat, bekommt sie in Jerusalem: Wahrhaft interessierte Gegenüber. So scheint es tatsächlich auch das Interesse des Ehepaars Bergman gewesen zu sein, dass Jokl wieder zum Erzählen bringt. 1969 notiert Hugo Bergman in seinem Tagebuch: „Am Nachmittag war Frau Jokl bei uns, erzählte viel von

Otla Kafka, der Schwester von Franz. Daß sie mit voller Absicht den Weg nach Theresienstadt ging, ihren Mann überredete, sich von ihr scheiden zu lassen und dadurch den Schutz von ihr zu nehmen. Wie der Mann am letzten Abend ihr die Schuhe ölte: ‚Da wird kein Wasser hineinkommen‘. Ich empfahl ihr, das aufzuschreiben und jetzt im Mitteilungsblatt zu veröffentlichen in der Zeit der Kafka Ausstellung. Escha meinte freilich nachher zu mir, die Sachen seien nicht zu belegen.“¹¹

Knapp vier Monate später erscheint in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung die Erzählung „Am Ende des Weges. Leben und Tod von Kafkas Schwester Otla“ von Anna Maria Jokl. Es ist diese Erzählung, mit der Jokl ihre literarische, nun autobiografische und nicht mehr an Fiktionalem orientierte Autorinnenschaft wieder aufnimmt. Der Text wird auch in ihren Erzählungsband „Essenzen“ 1993 aufgenommen, nun unter dem Titel „Stein auf ein unbekanntes Grab“. Auch hier findet kein ‚Names dropping‘ mehr statt, das Gedenken an die Prager Freundin, eine Mutter steht im Vordergrund. Es ist vielleicht die berührendste und eindrucklichste Erzählung des Bandes. In jüdischer Tradition legt Jokl einen Gedenkstein auf ein unbekanntes Grab. So handeln auch die weiteren Erzählungen, viele von ihnen ebenfalls Texte des Gedenkens, von Unbekannten. Jokl gewinnt diesen „wirklichen Begegnungen“, wie Buber sagen würde, die Essenz der Menschlichkeit ab.

Das ist das Bemühen ihrer späten Texte, aber auch ihrer Psychotherapie: Den Kern des Menschlichen im Zwischenmenschlichen freizulegen, auch wenn die literarische Arbeit daran eine spürbar mühsame ist. In der wirklichen zwischenmenschlichen Begegnung liegt die Essenz, die auch die entbehrungsreichen Erfahrungen des Exils und die schreckliche Gewissheit der Shoah nicht zerstört hat.

Dem gilt Anna Maria Jokls Gedenken, und ich hoffe, dass diese Gedenktafel auch diese Lebensleistung, am Kern des Menschlichen im Zwischenmenschlichen festzuhalten, erinnern wird.

Jennifer Tharr

Jennifer Tharr ist Literaturwissenschaftlerin und Herausgeberin des Nachlassbandes „Aus sechs Leben“, der zum 100. Geburtstag von Anna Maria Jokl 2011 im Jüdischen Verlag im Suhrkamp Verlag erschien.

1) Jokl, Anna Maria: Aus sechs Leben. Hg. u. mit einem Nachw. vers. v. Jennifer Tharr. Mit einem Essay v. Itta Shedletzky. Berlin 2011, S. 10.

2) Nun verlegt im Suhrkamp Verlag: Jokl, Anna Maria: Die Perlmutterfarbe. Ein Kinderroman für fast alle Leute (1. Aufl. Berlin (SBZ) 1948). Frankfurt/M. 1992.

3) Aus sechs Leben, S. 82.

4) Shedletzky, Itta: „Was ist das, dieses Jüdische?“ Anna Maria Jokls Erkundungen einer unerklärlichen Frage. In: „Hieroglyphe der Epoche“? Zum Werk der österreichisch-jüdischen Autorin Anna Maria Jokl (1911-2001). Hg. v. Susanne Blumesberger, Bettina Kümmerling-Meibauer, Jana Mikota und Ernst Seibert. Wien 2014, S. 124-140.

5) Jokl, Anna Maria: Die Reise nach London. Wiederbegegnungen. Frankfurt/M. 1999, S. 93.

6) Jokl, Anna Maria: Zwei Fälle zum Thema „Bewältigung der Vergangenheit“. Frankfurt/M. 1997.

7) Jokl, Anna Maria: Essenzen. Erw. Ausgabe. Frankfurt/M. 1997.

8) Aus sechs Leben, S. 219.

9) Aus sechs Leben, S. 221.

10) Aus sechs Leben, S. 84.

11) Bergman, Schmuël Hugo: Tagebücher und Briefe. Bd. 2: 1948-1975. Hg. v. Miriam Sambursky. Mit einer Einleitung von Nathan Rotenstreich. Königstein/Ts. 1985, S. 574.

NOCH ERHÄLTICHE PUBLIKATIONEN IM SELBSTVERLAG DES AKTIVEN MUSEUMS

Ausgeblendet. Der Umgang mit NS-Täterorten in Ost- und West-Berlin

Berlin 2020 / 5,00 Euro

Immer wieder? Extreme Rechte und Gegenwehr in Berlin seit 1945

Berlin 2019 / 5,00 Euro

Berliner Bibliotheken im Nationalsozialismus

Berlin 2018 / 5,00 Euro

Letzte Zuflucht Mexiko. Gilberto Bosques und das deutschsprachige Exil nach 1939

Berlin 2012 / 10,00 Euro

Ohne zu zögern... Varian Fry: Berlin – Marseille – New York

2., verbesserte Auflage, Berlin 2008 / 20,00 Euro

Haymatloz. Exil in der Türkei 1933–1945

Berlin 2000 / 10,00 Euro, incl. CD-ROM

WEITERE, IM BUCHHANDEL ERHÄLTICHE PUBLIKATIONEN DES AKTIVEN MUSEUMS

Ossip Klarwein. Vom „Kraftwerk Gottes“ zur Knesset

Jacqueline Hénard (Hg.), Bönen: Kettler Verlag 2025 / 34,00 Euro, ISBN: 978-3-98741-197-7

Zwangsräume. Antisemitische Wohnungspolitik in Berlin 1939–1945

Akim Jah / Christoph Kreutzmüller (Hg.), Berlin: Metropol Verlag 2024 / 34,00 Euro, ISBN: 978-3-86331-770-6

Pogrom im Scheunenviertel. Antisemitismus in der Weimarer Republik und die Berliner Ausschreitungen 1923

Karsten Krampitz, Berlin: Verbrecher Verlag 2023 / 19,00 Euro, ISBN 978-3-95732-567-9

Text im Raum. Berlingeschichte verortet

Stefanie Endlich, Berlin: Verbrecher Verlag 2022 / 24,00 Euro, ISBN 978-3-95732-540-2

„Meine eigentliche Universität war Auschwitz“. Joseph Wulf – Pionier der Holocaustforschung

Berlin: Gedenk- und Bildungsstätte Haus der Wannsee-Konferenz 2019 / 5,00 Euro, ISBN 978-3-9820289-1-0

Ausgewiesen! Berlin, 28.10.1938 ; Die Geschichte der „Polenaktion“

Alina Bothe / Gertrud Pickhan (Hg.), Berlin: Metropol Verlag 2018 / 20,00 Euro, ISBN 978-3-86331-411-8

AKTIVESMUSEUM

Faschismus und Widerstand in Berlin e.V.

Stauffenbergstraße 13-14
10785 Berlin

www.aktives-museum.de

Tel. 030 · 263 9890 39

Fax 030 · 263 9890 60

info@aktives-museum.de